

WerkstattGeschichte wird herausgegeben von:

Eva Brücker, Harald Dehne,
Ulrike Döcker, Axel Doßmann,
Claus Füllberg-Stolberg,
Karin Haist, Karin Hartewig,
Siegfried Heimann, Michael Jeismann,
Wolfgang Kaschuba, Gesine Krüger,
Silke Lesemann, Thomas Lindenberger,
Andreas Ludwig, Alf Lüdtke,
Inge Marßolek, Ina Merkel,
Felix Mühlberg, Alexander von Plato,
Lyndal Roper, Adelheid von Saldern,
Philipp Sarasin, Ursula Schlude,
Peter Schöttler, Susanne Schötz,
Dorothee Wierling, Michael Wildt,
Ulrich Wyrwa, Frank Zadach-Buchmeier,
Michael Zimmermann
korrespondierend: David Crew,
Geoff Eley, Susan Zimmermann

WerkstattGeschichte Heft 7
3. Jg., April 1994

Redaktion dieses Heftes:
Inge Marßolek, Adelheid von Saldern

Postadresse der Zeitschrift:
WerkstattGeschichte
Abendrothsweg 58
20251 Hamburg

Berliner Redaktion:
Wiesbadener Straße 16
14197 Berlin

Manuskripte sind herzlich willkommen.
Wir erbitten sie an die Verlagsadresse.
Dort sind auch alle Informationen zu den
Terminen der nächsten Redaktions- und
HerausgeberInnentreffen zu erfragen.
Das nächste Heft mit dem Schwerpunkt-
thema »Afrika« erscheint im Juli 1994.
Redaktionsschluß ist der 30. Mai 1994.

Ergebnisse Verlag GmbH
Abendrothsweg 58, 20251 Hamburg
Tel.: 040-480 10 27
Fax: 040-480 15 92

Anzeigenleitung: Inge Busch
Es gilt die Anzeigenpreisliste vom
1.5.1993

Umschlag und Typographie:
Michael Herold, Itzehoe
Satz: Text & Cons., Hamburg
Druck: Runge, Cloppenburg
1. Auflage 1994
© Alle Rechte vorbehalten
ISBN: 3-87916-209-3
ISSN: 0942-704x

WerkstattGeschichte erscheint dreimal
im Jahr. Das Einzelheft kostet DM 16,-,
im Abonnement DM 12,- (plus Versand)

■ Inge Marßolek, Adelheid von Saldern Historiographische Experimente. Eine Einleitung

1. Hatte die Kritische Sozialgeschichte in den 60er und 70er Jahren die ältere Politikgeschichtsschreibung verdrängt, so forderte in den 70er und 80er Jahren die Alltagsgeschichte die Kritische Sozialgeschichte heraus; die Alltagsgeschichte eröffnete Perspektiven, Untersuchungsfelder und Fragestellungen, die bis dahin weitestgehend ausgeblendet worden waren. Mittlerweile wird die Alltagsgeschichtsschreibung selbst als »konventionell« und »methodisch traditionell« in Frage gestellt. Die Geschlechterhistoriographie, die Historische Anthropologie, die Ethnologie, die Sozialpsychologie, die von der Diskursanalyse geprägten Literaturwissenschaften sowie die Kulturosoziologie stellen vielfache Herausforderungen für die Alltagsgeschichtsschreibung dar. Ungewiß ist, ob das ursprüngliche Innovationspotential der Alltagsgeschichte ausreicht, um solche Herausforderungen zu integrieren, was zu einer Erweiterung der Perspektiven und der Methoden sowie zu einer komplexeren, verfeinerten und vertieften Quelleninterpretation, aber womöglich auch zu einer neuartigen Beliebigkeit führen kann. Wer jedoch davon ausgeht, daß nur die sich in Bewegung befindliche Wissenschaft produktiv ist, daß im Prozeß des wissenschaftlichen Arbeitens immer Neues aufgenommen und Altes abgestoßen wird, daß auf Umwegen oft Entdeckungen für das eigene Wissenschaftsfach gemacht werden können und daß es schließlich immer wieder zu Paradigmenwechseln kommt, der- oder diejenige läßt sich durch solche Herausforderungen nicht verunsichern, fühlt sich im Gegenteil legitimiert, selbst zu experimentieren, was mit dieser Zeitschrift und speziell mit diesem Heft der *WerkstattGeschichte* bezweckt wird.

2. Der Zusammenbruch der kommunistischen Staaten tangiert auch die westlichen Demokratien, ihr kulturelles Selbstverständnis einschließlich dasjenige der Geschichtsschreibung. Die neuen ethnischen und nationalistischen gewaltsamen Auseinandersetzungen lassen die Ungleichzeitigkeit (Bloch) gesellschaftlicher Entwicklungen und Mentalitäten krass hervortreten, die nicht nur das Konzept einer »an sich« linear fortschreitenden Modernisierung nach westlichem Muster, sondern generell die »Norm der Gleichzeitigkeit« in Frage stellen. Während die Kritische Sozialgeschichte durch solche weltgeschichtlich einschneidenden Prozesse in ihrem konzeptionellen Bezugspunkt, der in einem normativen Verständnis des westlichen Modernisierungsmusters bestand, fundamental herausgefordert wird, kann die Alltagsgeschichte damit gelassener umgehen. Diese hatte schon relativ früh - zumindest implizit - ein reflexives Verhältnis zu den Modernisierungsprozessen entwickelt und die »Janusgesichtigkeit der Moderne« (Peukert) in den Forschungsprozeß integriert. Allerdings neigte die Alltagsgeschichtsschrei-

bung ihrerseits dazu, die »Opfer« der diversen Modernisierungsprozesse zu idealisieren und die »Täter« weitestgehend auszublenden. Darüber hinaus blieben handlungsleitende Kategorien wie Herrschaft, Macht und Interessen vielfach »außen vor«. Außerdem: Nationales Denken und Fühlen sowie zeitgenössische ethnische und nationalistische Gewalt als historiographische Forschungsthemen stoßen in der Alltagsgeschichtsforschung zwar auf Aufgeschlossenheit, aber empirische Studien sind rar.

4 3. Die Alltagsgeschichte, die selber zu einem Zeitpunkt entstand, als sowohl die »großen Erzählungen« (Lyotard) in der Geschichte ihre Tauglichkeit verloren haben, als auch die Universalisierbarkeit des Modells der westlichen Zweckrationalität und die Machbarkeit von Fortschritt angezweifelt wurden, förderte Erkenntnisse zu Tage, die von Anfang an »quer« zu den in der Geschichtsschreibung üblichen Interpretationsrastern lagen. So thematisierten die AlltagshistorikerInnen, daß jenseits der Kategorien von Klasse, Schicht, Geschlecht und Generation das Beharrungsvermögen von tradierten Gewohnheiten und Mentalitäten die in der deutschen Geschichte so gravierenden Zäsuren von 1933 und 1945 überdauerten. Ähnliches galt für die Bedeutung und Aneignung von Symbolen, dem Überdauern von kulturellen Lebensformen, wie der Bedeutung von Sprache. Sie entwickelten einen Blick für situationsbezogene Gemengelagen und für mentale Mischformen, für Ungleichzeitigkeiten und biographische Brüche. Doch die Interpretationen des jeweils vorgefundenen Alltagsquellenmaterials waren und sind oftmals schwierig, Theorieansätze ließen sich nur schwerlich operationalisieren; die der Alltagsgeschichte häufig nachgesagte Theoriefeindlichkeit hat hierin eine ihrer Ursachen. Diese Interpretationsschwierigkeiten im Umgang mit historischen Alltagsquellen sollten offen dargelegt und intensiv diskutiert werden.

4. In diesem Heft wird versucht, zwischen theoretischen Ansätzen, die in anderen Disziplinen entwickelt wurden, und der Alltagsgeschichtsschreibung zu vermitteln, nicht in Form eines Rezeptbuches, das man aufschlagen könnte, um die richtige Theorie für die richtige Forschungsarbeit vor Ort zu erhalten, sondern um Neugierde zu wecken und weitergehende Interpretationsmöglichkeiten für das, was man vor Ort zu erforschen gedenkt, zu entdecken. Spurensuche im »Gestrüpp der Lebenswelten« heißt Offenheit für viele Facetten von Lebensmöglichkeiten und Entwürfen, für das Entschlüsseln von verborgenen Zusammenhängen und für das Offenlegen von Differenzen in den kulturellen Gewohnheiten: Eine »radikale Pluralität« (Welsch) führt zur Aufdeckung der »vielen Geschichten« bei gleichzeitiger Reflexion über die soziale Kohäsion dieser »vielen Geschichten« in der jeweiligen Gesellschaft. Wenn die Erforschung von Erfahrungszusammenhängen und alltäglicher Praxis den genauen Blick und ein kompliziertes Geflecht von Spurensuche und Quelleninterpretation erfordert, und wenn sich dabei herausstellt, daß viele Alltagsquellen für HistorikerInnen, die nur über landläufig erlernte Dechiffrierungsmethoden verfügen, mehr oder weniger verschlossen bleiben, dann liegt es nahe, darüber nachzudenken, ob unsere Interpretationsfähigkeit von Alltagsquellen nicht vergrößert werden müßte. Dies erfordert, den Blick auf Theorieansätze zu werfen, die in anderen Disziplinen entwickelt wurden.

Die perspektivische Sichtweise der Alltagsgeschichtsschreibung hat allerdings Auswirkungen auf die Art des etwaigen Zugriffs auf Theorien. Von einem Theoriegebäude wird nicht mehr notwendigerweise alles oder nichts akzeptiert, sondern auch hier gilt

es, perspektivisch vorzugehen. Das ist kein Eklektizismus, sondern bedeutet eine Dezentralisierung der Theorieansätze, bzw. einen pragmatischen Umgang mit ihnen. Theorien werden zudem »historisiert«, insofern ihre Reichweite für historische Vergangenenheiten überprüft und zugleich ihre historische Bedingtheit mit reflektiert werden.

Alltagsgeschichte zu betreiben heißt auch, sich auf die zu erforschenden Lebensgeschichten einzulassen. Dabei haben die AlltagshistorikerInnen stärker als andere ihre eigene Rolle, ihre gewohnten Sichtweisen und ihre eigenen Projektionen in dem Prozeß der Rekonstruktion in Frage zu stellen. Nicht um ein nivellierendes Alles und Jedes-Verstehen geht es in diesem Prozeß, sondern um eine Problematisierung der Distanz. Dies, so die manchmal leidvolle Erfahrung, gelingt nicht immer und bedarf des Rückgriffs auf ein analytisches Instrumentarium, das nicht in der Geschichtswissenschaft allein zu finden ist.

II

Lebensweisen zu rekonstruieren, das heißt auch, sich Quellen zu erschließen, die oft von der Geschichtswissenschaft vernachlässigt werden. Das betrifft vorrangig die »oral history«, die häufig mit der Alltagsgeschichte identifiziert wird. In jüngster Zeit wurde darüber hinaus die Bedeutung der Medien sowie der Konsum- und Objektkultur für die Geschichtsschreibung »entdeckt«. Die Entschlüsselung von Bildern und Objekten, ebenso wie die von Sprache bedeutet, sich anderer Methoden aber auch anderer Erklärungsmuster zuzuwenden, als sie die traditionelle Geschichtswissenschaft bereitstellt.

Im folgenden Heft werden Quellen aus dem Alltag vorgestellt, deren interpretative Erschließung »nicht auf der Hand« liegen. Im Beitrag von Sarasin handelt es sich um zwei autobiographische Texte, im Artikel von Heinze geht es um Modenotizen aus der Weimarer Republik und im Aufsatz von Guckel-Seitz wird die städtische Reklame im frühen 20. Jahrhundert thematisiert. Während Sarasin im vorliegenden Text die autobiographischen Quellen nur mehr sehr allgemein der konkret erforschbaren Lebenswelt des Baseler Bürgertums um 1900 zuordnet, und Heinze die Adressatinnen der Modenachrichten allenfalls deduktiv aus den vorliegenden Texten zu umreißen versucht, werden die Aussagen von Guckel-Seitz überhaupt nicht mehr bestimmten sozialen Schichten zugeordnet und auch nicht Fragen nach alters- und geschlechtsspezifischen Wahrnehmungsweisen gestellt. Hier ist zu erörtern, ob und auf welche Weise es in Zukunft gelingen wird, eine Brücke zwischen solcherart Text- und Zeicheninterpretationen einerseits und der Erforschung der »realen« Lebenswelten mittels traditioneller Quellen und Quelleninterpretationen andererseits zu schlagen. Nur bei einem solchen Brückenschlag könnten beispielsweise genauere schichten-, geschlechts- und generationsbezogene Zuordnungen vorgenommen und Aneignungsweisen rekonstruiert werden. Angenommen, die AutorInnen wollten überhaupt den Bogen zur Sozial- oder zur Alltagsgeschichte ziehen, dann müßten sie große Schwierigkeiten überwinden. Besondere Schwierigkeiten stellen sich vor allem bei jenen historischen Alltagsmaterialien ein, die - wie bei Kleidung und Stadtreklame der Fall - als im allgemeinen nicht bewahrenswerte Erinnerung behandelt wurden und deshalb leicht in Vergessenheit gerieten, so daß selbst oral-history meist nicht weit führt, ungeachtet der Tatsache, daß im Verlauf von

freien, narrativen Interviews durchaus auch einmal Alltagsroutinen zur Sprache kommen können. Die schriftlichen Quellenüberlieferungen in diesen Bereichen wurden in der Regel ebenfalls als nicht aufhebenswert betrachtet und deshalb häufig vernichtet. Die vorliegenden Beiträge lassen - trotz ihrer Kürze - jedoch erahnen, wie fruchtbar es für die Alltagsgeschichtsforschung sein könnte, wenn dieser oben angedeutete Brückenschlag zustande käme.

Im Folgenden sollen die drei Beiträge unter der Frage, welche Bedeutung sie für die Alltagsgeschichte haben, kurz vorgestellt werden.

6

1. Die Interpretation der Modenachrichten aus den Zwanziger Jahren, die *Karen Heinze* vorführt, ist stark an den kultursoziologischen Überlegungen Pierre Bourdieus orientiert. Die Attraktivität der Gedankengänge des französischen Wissenschaftlers liegt in dem Versuch, eine gesellschaftliche Positionierung der Menschen nicht mehr allein nach deren ökonomischen Lage vorzunehmen, sondern auch das jeweilige soziale und kulturelle »Kapital« zu berücksichtigen. Dieser Ansatz ermöglicht es, die Gesellschaften der Moderne mit ihren sich ausdifferenzierenden Schichten sowie dem Einfluß der Funktionseliten, speziell der Wissenschaftler und Beamten, auf die gesellschaftliche Entwicklung, konzeptionell zu fassen. Die traditionelle Klassenanalyse erfuhr somit eine Ausweitung und Ausdifferenzierung, die ihren Charakter in wesentlichen Punkten verändert hat. Durch die Annahme, daß die einzelnen »Kapitalsorten« kumuliert und wechselseitig transferiert werden können, erreicht Bourdieu ein hohes Maß an analytischer Flexibilität. Entsprechende Handlungsweisen der Menschen erhalten so ihren sozialen Sinn und können dementsprechend auch relativ plausibel analytisch verortet werden, zum Beispiel das »Spiel mit der Mode«. Die Kleidung gilt als eine Ausdrucksmöglichkeit kulturellen und sozialen »Kapitals«. In der modernen, sich ausdifferenzierenden Gesellschaft kam der Mode außerdem die Funktion der soziokulturellen Abgrenzung vor allem »nach unten«, aber auch von anderen Gruppen, verschiedentlich sogar gegenüber oberen Schichten zu. Wie die Quellen deutlich machen, handelt es sich zum Teil um »feine Unterscheidungen«, die einen genauen Blick erfordern. In der Art und Weise, wie die Diskussionen über Mode geführt wurden, kann im Rückschlußverfahren auf das Selbstverständnis, die Deutungsmuster und die Mentalität der betreffenden sozialen Gruppe geschlossen werden. Das heißt, diese Art von Quelleninterpretation trägt dazu bei, die Lebenswelten einer sozialen Gruppe oder sozialen Schicht zwar nicht im Direktverfahren, also nicht von den Subjekten her, sondern mittels jener kulturellen Angebote zu erschließen, die die Subjekte einer Schicht in besonderer Weise ansprechen.

Gewiß, die Modeangebote waren nicht »authentisch« in dem Sinne, daß sie als kulturelle Praxisformen bestimmter Subjekte oder sozialer Gruppen gelten könnten; sie wurden vielmehr durch die Medien konstituiert und inszeniert. Doch Konsumangebote und deren mediale Verarbeitung sind nicht als manipulative Einbahnstraße, sondern als ein komplexes Interaktionsgefüge zu verstehen. Von daher gesehen, steckt in jedem »Nicht-Authentischen« immer auch ein Stück »Authentisches«, im Fremden das Eigene und umgekehrt. Auch in den Modezeitschriften vollzogen sich Selektionen sowie Umformungen und Umdeutungen des »eigentlich« Gemeinten, und es verschoben sich die Kontexte. Doch muß davon ausgegangen werden, daß dabei die jeweiligen subjektiven Vorstellungen und Wünsche in der einen oder anderen Weise von den Modemachern eingefangen und verarbeitet wurden.

2. Während der Artikel über die Mode versucht, die soziale Konstruktion von gesellschaftlichem Status in seiner medialen und materiellen Alltäglichkeit einzufangen, bereichert der Artikel von *Sabine Guckel-Seitz* über die historische Stadtsemiotik die Alltagsgeschichte dadurch, daß in ihr die Stadt quasi verlebendigt wird. »Denn ich liebe sowohl die Stadt als auch die Zeichen«, meinte Roland Barthes 1967. Toreingänge und Verkehrsampeln, Blumenkübel und Schaufenster werden nicht mehr allein als funktionale Alltagsutensilien und als leblose »Stadtmöbel« betrachtet, sondern sie gelten als Zeichen, die gelesen werden wollen, scheinen sie doch sowohl Geschichten aus der Stadt als auch die Stadtgeschichte auf sehr unterschiedliche Weise »erzählen« zu können. Diese Geschichten werden unter anderem zu der Frage gebündelt, wie es den diversen »Signifikanten« gelingt, im Ensemble als mehr zu gelten als die Einzelphänomene. Wie wird aus den »Zeichen der Stadt« die »Stadt der Zeichen«? Wie wird den Dingen Sinn verliehen? Wie wird das »Signifikat« des Urbanen erzeugt? Bekanntlich beinhaltet historiographisches Arbeiten, und so auch die Alltagsgeschichtsschreibung, nie die Realität selbst, sondern die Konstruktion davon. Dies trifft in besonderem Ausmaß auf die Stadtsemiotik zu, die ihrerseits nicht zuletzt als konsequente Anwendung dieser Einsicht entstanden ist. Das Wissen darum, daß die »Objekte der Zeichen« recht verschiedene Sinnlektüren ermöglichen, liegt aller semiohistorischen Forschung zugrunde. Doch ähnlich wie die Wahrnehmungs«konventionen« dafür sorgen, daß die unterschiedlichen Sinnlektüren nicht in Beliebigkeit ausarten, sorgen Wissenschafts«konventionen« dafür, daß semiohistorische Interpretationen »im Rahmen« bleiben. In einer Zeit, in der die Objektkultur immer mehr Forschungsinteresse auf sich zu ziehen vermag, wobei von ihrer Erforschung mit guten Gründen Aufschlüsse über Lebensstile und Mentalitäten erhofft werden, wittert auch die historische Semiotik, vor allem die Stadtsemiotik, ihre Chance, in der Geschichtswissenschaft Fuß zu fassen. Das hier erläuterte Beispiel der Stadtreklame gibt Einblicke in die städtische Alltagswirklichkeit und ihrer Veränderung im Kontext der Moderne.

7

3. Der dritte Beitrag von *Philipp Sarasin* versucht mit Hilfe eines psychoanalytischen Instrumentariums, das durch Lacan für die Ebene der Sprache ausdifferenziert wurde, Aussagen zweier Personen in einer bestimmten historischen Situation zu analysieren. Dabei eröffnet die Psychoanalyse den Blick für die Brüchigkeit in der Sprache und deren Bedeutungen. Die Relevanz für die Alltagsgeschichte liegt in zwei Punkten. Zum einen behandelt der Autor zwei bürgerliche »Fälle«. Wer im Thompson'schen Sinn das klassenbezogene Selbstverständnis in den Beziehungen zur »anderen Klasse« sieht, betrachtet autobiographische Überlieferungen aus dem Bürgertum als eine wichtige Quelle, aus der die jeweilige relationale Selbstpositionierung des bürgerlichen Individuums im »Feld« der bürgerlich-protestantisch geprägten Stadtgesellschaft hervorgeht, wobei teilweise auch die geschlechts- und generationsspezifischen Deutungskomponenten erkennbar werden. Der andere Bezug zur Alltagsgeschichte liegt in der Problematisierung des gerade für die Alltagsgeschichte relevanten Zentralbegriffs der »Erfahrung«. Insofern die von Sarasin vorgenommene Problematisierung sich vor allem auf eindimensionale Deutungen von Erfahrungen bezieht, rennt er bei den AlltagshistorikerInnen im Prinzip offene Türen ein - aber eben nur »im Prinzip«. Denn die Transferierung psychoanalytischer Deutungen, die letztendlich im geschützten therapeutischen Raum ihren Platz haben, auf historische Situationen ist in doppelter Weise problematisch: Zum ei-

nen ist der Schritt von der Individualdiagnose zur psychosozialen Deutung ein höchst komplizierter, zum anderen wiederum ist die Rückkopplung an die »Historie« nur in verschlungenen Pfaden zu leisten. Trotzdem kann der psychoanalytische Zugriff ein »Türöffner« zu bisher vernachlässigten oder zu linear gesehenen Dimensionen sein. Und wer es mit der »radikalen Pluralität« ernst meint, fühlt sich gerade durch diesen Zugriff produktiv herausgefordert, mit dem Erfahrungsbegriff reflexiv(er) umzugehen.

Die drei hier vorgestellten Beiträge haben eine auffällige Gemeinsamkeit. Sie alle greifen diskursanalytische Verfahren auf, verarbeiten diese aber in recht unterschiedlicher Weise und mit unterschiedlichen Erkenntnisinteressen. Doch gemeinsam ist ihnen die Annahme, daß die Analyse sozialer Wirklichkeiten ohne die Analyse der Diskurse nicht auskommt, insofern die Diskurse selbst realitätsmächtig sind. Wo freilich die Grenzen der Realitätsmächtigkeit liegen, ist äußerst strittig. Während in der deutschen Geschichtswissenschaft, zumindest in den bekannten Zeitschriften des Faches, über die Chancen der Diskursanalyse für die historiographische Forschung bisher so gut wie gar nicht diskutiert worden ist, ist es in den USA bereits über die Grenzen der Realitätsmächtigkeit von Diskursen und damit über die Grenzen des heuristischen Wertes der Diskursanalyse für die Geschichtswissenschaft zum Streit gekommen (Scott/ Tilly).

Die folgenden Beiträge und die dazu geschriebenen Kommentare sollen eine lebendige und produktive Auseinandersetzung mit einigen wenigen Neuansätzen fördern helfen. Zu weiteren Kommentaren, die in den folgenden Heftnummern abgedruckt werden, wird ausdrücklich ermuntert - erst recht zu eigenen methodisch-konzeptionellen Experimentierstücken. Bekanntlich bedarf jede Wissenschaft der Experimente, sonst trocknet sie aus.

■ Karen Heinze

»Schick, selbst mit beschränkten Mitteln!« Die Anleitung zur alltäglichen Distinktion in einer Modezeitschrift der Weimarer Republik¹

»Ich verstehe«, sagte Bouvard, »das Schöne ist das Schöne und das Erhabene das Sehr-Schöne. Wie soll man beides unterscheiden?«

»Vermittels des Feinempfindens«, antwortete Pécuchet.

»Und das Feinempfinden, wo kommt das her?«

»Vom Geschmack!«

»Und was ist der Geschmack?«

Man definiert ihn als ein besonderes Unterscheidungsvermögen, als eine schnelle Urteilsfähigkeit, als die Gabe, gewisse Zusammenhänge gesondert zu betrachten.

»Der Geschmack ist also der Geschmack, und all das sagt einem noch lange nicht, wie man dazu kommt.«

Gustave Flaubert: Bouvard und Pécuchet.

Zwar war und ist das Bild der Neuen Frau als Inbegriff der Modernität der Zwanziger Jahre weithin bekannt², aber nahezu unbemerkt von der historischen Forschung blieb bisher ein sich damals entfaltendes Zeitschriftengenre, das sich die Aufgabe stellte, das »besondere Unterscheidungsvermögen« zu schulen. Kommerzielle Frauenzeitschriften informierten ein nach Geschlecht und Schicht differenziertes Publikum über Fragen des Geschmacks, insbesondere über Fragen des Modegeschmacks. So definierte eine Modejournalistin der Zeitschrift *die neue linie* die Gabe »Geschmack« 1930 als einen individuellen »Sinn« und als »feines Verständnis«:

»Es handelt sich nicht mehr darum, die letzte Neuheit zu erhaschen, die nach einer Woche schon veraltet ist. Die Zeiten sind vorbei, so sehr es mancher Couturier beklagen mag. Es wird individuell gewählt, selbst zusammengestellt. (...) Die Macht der Mode als Diktat hat sich gelockert. Natürlich wird es immer noch Geschmacksrichtungen geben, die sozusagen in der Luft liegen, welche suggestiv auf das Gesamtempfinden wirken, aber der Zwang der Sitte zur Nachahmung ist nicht mehr gegeben. Etwas weit Schwebenderes erwartet man vom guten Geschmack der heutigen eleganten Frau: nachdenken, sich prüfen, vergleichen, Sinn für Harmonie, ein feines Verständnis für Linie, Farbe und Materialwirkung. Alles für den eigenen Typus und die eigenen Lebensgewohnheiten abgestimmt.«³

Die elegante Frau zeichnete sich - dem Verständnis der Mode - und Geschmacksexpertin zufolge - durch die Beherrschung einer spezifischen Alltagskunst aus, der Inszenie-